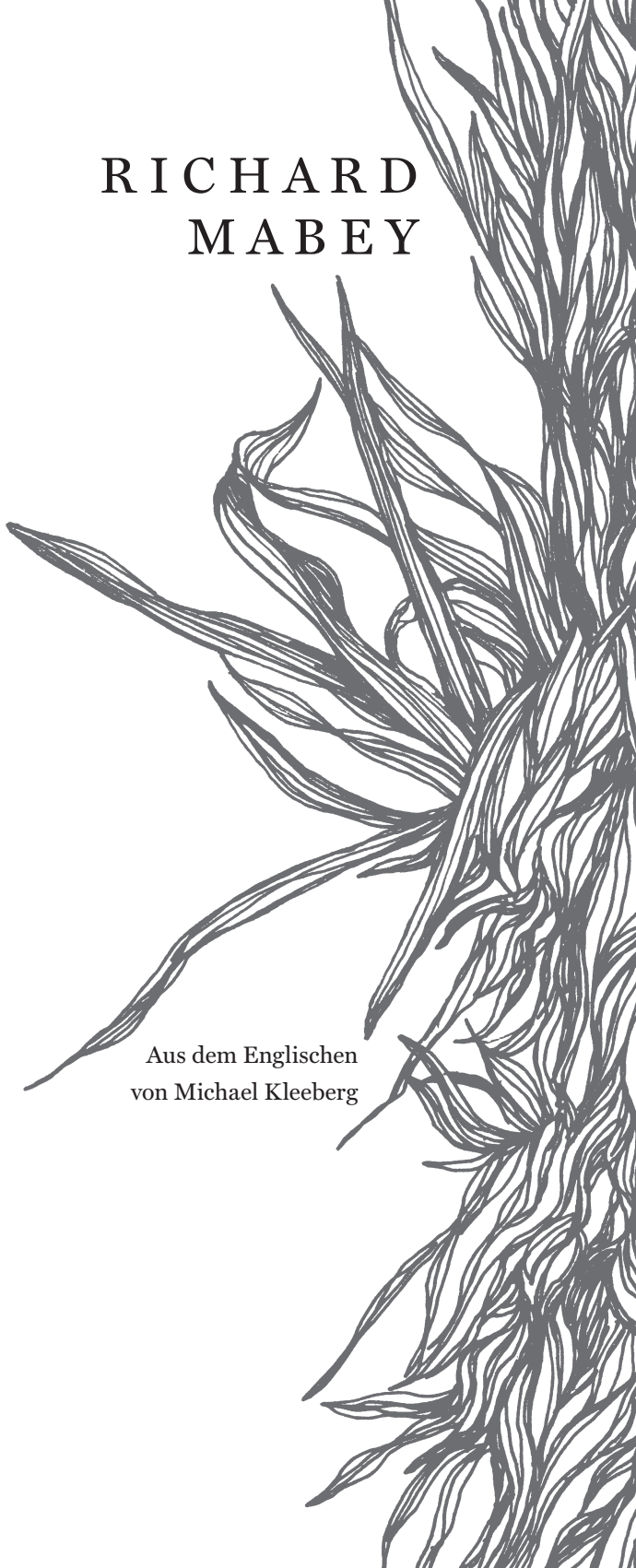
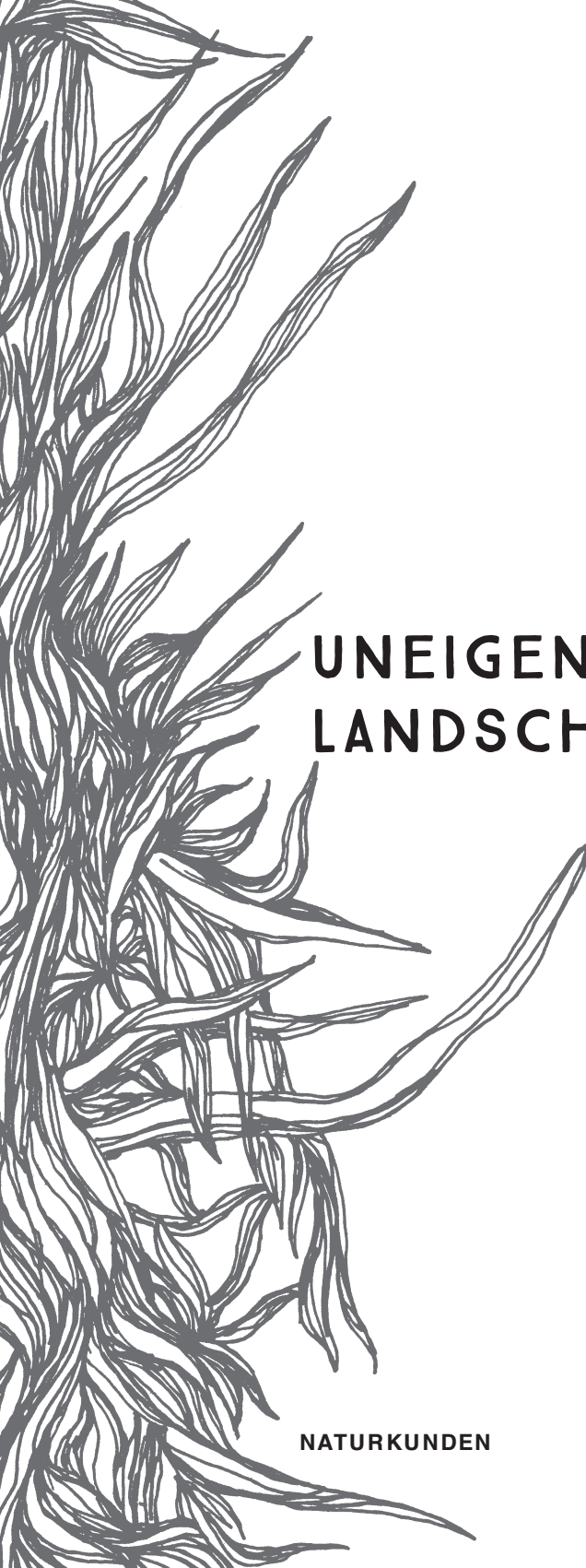




RICHARD
MABEY

Aus dem Englischen
von Michael Kleeberg





UNEIGENTLICHE LANDSCHAFT

NATURKUNDEN

NATURKUNDEN N^o 109
herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin

INHALT

Prolog 7

ERSTER TEIL FRÜHLING – SICH EINLEBEN

Einstellungen 17

Die Erde 24

Das Wasser 45

ZWEITER TEIL SOMMER – GEMEINSAM LEBEN

Schädlinge, Schoßtiere und scharfe Jäger 77

Parks 99

Gärten 125

DRITTER TEIL HERBST

Weiterziehen 137

VIERTER TEIL WINTER – ÜBERLEBEN

Prolog

Erfahrungen haben die unangenehme Angewohnheit, so lange unscharf zu bleiben, bis man sie hinter sich hat. Genauso ging es mir mit diesem Buch, auf dessen tatsächlichen Anfang ich nur zufällig kam, so als hätte ich aus den Augenwinkeln die ideale Umgebung für ein Coverfoto entdeckt, und zwar Monate, nachdem ich die Arbeit daran beendet hatte.

Es war bis dahin, was man so schön einen normalen Arbeitstag nennt. Gemecker im Büro, Generve in der Kantine. Kein vernünftiger Rhythmus, der den Tag strukturiert hätte, stattdessen Rumbhängen vor dem Schreibtisch im einen Moment und hektisches Hin und Her im nächsten. Die Zentralheizung bullerte unerbittlich, die Fenster waren zu klein, wobei man ohnehin nicht viel durch sie sehen konnte außer dem feuchten Nebel, der über den Fabrikhallen hing. Und die Heimfahrt eingeklemt in einen dahinkriechenden, dreispurigen Stau war ungefähr eine ebenso große Erleichterung, als hätte man Räder unter das Bürogebäude geschraubt und es abgeschleppt. Ich war eingeschlossen, eingeschalt und brütete trübsinnig vor mich hin. Schwer zu glauben, dass es jenseits von all dem hier noch irgendeine andere Art von Welt geben sollte.

Einer plötzlichen Regung folgend, hatte ich mich nach ein paar Meilen aus der heimwärts kriechenden Schlange rausgemogelt und fuhr jetzt eine kurvige Vorstadtstraße entlang. Sie führte zu einem Labyrinth aus Kiesgruben, Staubecken, Wasserlöchern und Kanälchen, das ich während meiner Arbeit an dem Buch oft genug aufgesucht hatte. Es war nicht gerade die gelobte Landschaft und die ganze Gegend übersät von Abraumhalden und Schrottplätzen. Aber bei der Laune, in der ich mich befand, hätte auch schon eine Brackwasserlache ausgereicht, über die ein fauliger Lufthauch strich, um mich wieder auf Vordermann zu bringen. Was ich dann aber tatsächlich

fand an diesem frühen Herbsttag war vermutlich nichts Besonderes, aber es war das, was meinem ganzen Jahr von Erkundungen mit einem Schlag einen Sinn gab.

Ich hatte am Ufer eines Kanals geparkt, der rund um den westlichen Rand dieses Irrgartens aus Wasserläufen verlief, und begann schlechtgelaunt den Treidelpfad entlangzustapfen. Wahrscheinlich war es meine rabenschwarze Stimmung, die die unerwartete späte Fruchtbarkeit dieses Ortes mit solcher Intensität auf mich wirken ließ. Mir war nie zuvor aufgefallen, dass der Kanal an dieser Stelle so klar war wie ein Bergbach. Gelbe Wasserlilien hingen wie Bälle von geschmolzenem Wachs über der Oberfläche. Am Uferrand schwebten Wolken frisch geschlüpfter Fische im Flachwasser. Angler, die soeben ihren Arbeitstag beendet hatten, bereiteten auf der Böschung ihre Ausrüstung vor, und ab und zu tuckerte eine Familie auf einem gemieteten Kajütboot vorüber. Es war ein geschäftiges, wimmelndes Menscheln, aber ganz anders als der Alltagstrott, dem ich soeben entkommen war und dessen Nachzügler ich hinter den Hecken in der Entfernung noch immer ausmachen konnte.

Was als nervöses Gehetze begonnen hatte, verlangsamte sich rasch zu einem Schlendern. Sogar meine Augen begannen sich ein wenig zu entspannen, und während ich die letzten Schwalben beobachtete, wie sie dicht über dem Wasserspiegel nach Fliegen jagten, entdeckte ich ein Stück entfernt die leuchtende Kerze eines purpurblütigen Felberichs. Ich hatte diese Pflanze nie zuvor so nah an der Vorstadt gesehen. Der Treidelpfad selbst war überwuchert von den rosigen Blüten von Wasserdost, und als ein Arbeiter auf seinem Rad vorüberrollte, kam es mir so natürlich vor, einen Gruß mit ihm zu tauschen, als wären wir uns irgendwo auf dem Land auf einem Feldweg begegnet. Und da spielte es keine Rolle, dass er aus der Richtung des öden Pumpwerks kam, das sich entlang des Ufers ausbreitete und eine unangenehme Ähnlichkeit mit einer Ö raffinerie besaß. Als es zu dämmern begann und die Warnleuchten auf seinem Dach angingen, die Bäuche der schlafenden Möwen anzublicken, machte ich mich wie neugeboren auf den Heimweg.

Dieser gemütliche Spaziergang entlang des Kanals war ein ebenso gutes Antidot gegen den Blues des Arbeitstags, wie es auch ein wirklicher Ausflug aufs abgeschiedene Land gewesen wäre. Ja in gewisser Hinsicht sogar noch besser, hatte ich den Stadtstress doch auf Stadtgebiet und in städtischem

PROLOG

Ambiente abschütteln können. Und wie selten suchen wir doch irgendeine Verbindung zur Natur in solchen Gegenden. Vor fast 40 Jahren hatte George Orwell nur wenige Meilen von diesem Ort entfernt gestanden und sich den Kopf über den offensichtlich unüberbrückbaren Gegensatz zwischen seinen beiden Lieben zerbrochen: dem ländlichen England und seinen nahegelegenen, aber sterbenden Gemeinden und der modernen Industrielandschaft, wo die Masse der Menschen zu leben gezwungen war. Er schrieb ein Gedicht über die Stätte mit folgendem Titel: »Auf einen verfallenen Bauernhof in der Nähe der Schallplattenfabrik His Master's Voice«:

*Dort wo die Arme der aufragenden Kräne kreisen
und riesige Räder sich dreh'n und Lokomotiven vorüberheulen
wie kraftvolle Tiere, den Kopf zwischen den Schultern,
dort ist meine Welt, meine Heimat, aber warum
ist sie so fremd? Weil ich weder in dieser Welt leben kann noch
zurückkehren zu Sense und Spaten. Sondern nur umherirren
zwischen den Bäumen, die der Qualm gefällt hat.*

Dieses Gedicht, 1934 geschrieben, ist ein verblüffend prophetisches Bild vieler unserer heutigen Ängste und Besorgnisse. Aber wie so oft war Orwell zu pessimistisch. Lag er auch richtig mit der Einschätzung, dass es für die meisten von uns keine Rückkehr zu »Sense und Spaten« gibt, so ist die Wahl doch nicht so schwarz-weiß, wie er sie darstellt. Bäume können auch in der Nähe von Kränen überleben. Er vergaß, dass ihre Wurzeln nicht nur die symbolischen unserer natürlichen Herkunft sind, sondern ganz konkrete aus Holz und Fibern. Und hier wie dort sind sie ein gutes Stück stabiler als die rußgeschwärzten Zweige.

Unser Verhältnis zur Natur ist ein seltsam widersprüchliches Konstrukt aus Romantik und Pessimismus. Wir denken immer, sie »gehöre« in die Art von Aquarell-Landschaft, in der die meisten von uns auch am liebsten leben würden. Wenn wir nach Tierleben suchen, wenden wir uns automatisch der eigentlichen Natur auf dem Land zu und richten den Blick auf große Wälder oder Moore. In Wahrheit sind die Bedürfnisse der Welt der Natur viel prosaischer. Ein Riss im Asphalt ist alles, was eine Pflanze braucht, um Wurzeln zu schlagen. Ein altmodischer Laternenpfahl ergibt eine ebenso brauchbare

Nisthöhle für eine Meise wie jede hohle Eiche. Wenn es nicht geradezu kontaminiert ist, existiert so gut wie kein Eckchen oder Winkelchen, das irgendeiner Pflanze oder einem Lebewesen nicht die geeigneten Lebensbedingungen böte.

Denken wir nur an all die Geländeformen auf städtischem Gebiet, die dazu dienen können: das Wasser in stillgelegten Docks oder künstlichen Seen, die Treidelpfade neben Kanälen oder die trockenen Böschungen neben Eisenbahngleisen. Schrebergärten, Parks, Golfplätze und Gärten. Die alten Bäume auf Kirchhöfen und die struppigen Dornbüsche am hinteren Rand von Werkhöfen. Bombenkrater in alten Stadtteilen und Baugrundstücke in neueren. Der Schlamm auf Rieselfeldern und der etwas elegantere Matsch der Beete, auf denen die Brunnenkresse gedeiht. Jedes Fleckchen Erde, das nicht wirklich von Beton versiegelt ist, ist das potenzielle Zuhause von irgendetwas Lebendigem. Die wild lebende Tierwelt ist so bereit, sich auch noch mit den nur entferntest an ihr eigentliches Habitat erinnernden Orten zu begnügen, dass man einmal einen Regenpfeifer, eine langsam verschwindende Vogelart, die für gewöhnlich in weiten Ebenen und trockenen Heiden lebt, in Kilburn im Sandkasten eines Kindes hat brüten sehen.

Dieses Buch dreht sich um genau diese Gegenden und ihre freilebenden Bewohner. Ich habe es *Uneigentliche Landschaft* genannt, weil keiner der Orte, der in ihm vorkommt, im eigentlichen Sinne auf dem Land oder in der Natur liegt noch auch je dazu gedacht war, den freilebenden Tieren Unterschlupf und Nahrung zu gewähren. Es sind alles Habitate, die aus rein menschlichen Bedürfnissen heraus entstanden sind. Ich weiß, das ist eine rumpelige Definition, die alles von einem geplanten Vorstadtspielplatz bis zum Grünstreifen am Rande eines innerstädtischen Parkplatzes abdeckt.

Trotzdem meine ich, dass alle diese Gelände eine Gemeinsamkeit haben, und zwar, dass auf ihnen die Kategorien Städtisch und Ländlich einfach nicht greifen, mit denen wir normalerweise Landschaften unterscheiden. Wildblumen gedeihen eben nicht in Parks, sondern an Eisenbahntrassen. Heckendickichte wachsen und wuchern ebenso sicher auf irgendwelchen Brachflächen zwischen Fabrikgebäuden, wie sie in Reihenhausvorgärten zurückgetrimmt werden. Und das Wasser, eine nun wirklich ursprüngliche und natürliche Komponente von Natur, befindet sich zu großen Teilen in irgendwelchen ent-

PROLOG

schiedenen unnatürlichen Löchern, die seit der industriellen Revolution ausgehoben worden sind. Nichts davon wirkt abgeschlossen oder harmonisch. Die Gebäude wie auch die Natur schweben jederzeit in Gefahr, planiert, eingeebnet, gestaltet, abgebrannt, modernisiert oder auch nur irgendwie »entwickelt« zu werden, als handle es sich um unbenutzte Muskeln.

Ist die Fähigkeit der Tier- und Pflanzenwelt, sozusagen auf unserer Türschwelle zu überleben, schon allein bemerkenswert, wie erstaunlich ist dann ihre Hartnäckigkeit angesichts dieser permanenten Veränderungen. Und nicht nur das, ich finde sie auch extrem herzerwärmend. Denn diese Geschichte nur als eine des Überlebens zu sehen, in der die Natur unvermeidlich gegen den Menschen zu kämpfen hat und gerade nur mit Mühe widersteht, ist ein trostloser Blickwinkel. Schaut man ein wenig hoffnungsfreudiger, ist es eine Geschichte über Koexistenz, darüber, wie es für die Welt der Natur möglich ist, neben dem Menschen zu leben, und zwar sogar inmitten seiner dreckigsten Hinterlassenschaften.

Ich nehme an, letztendlich ist es ein Glaubensakt überzeugt zu sein, dass die Welt der Natur wichtig für uns ist, dass wir mit dem Teil des Lebens in Verbindung bleiben müssen, der nicht von Menschenhand geformt wurde, mit dem Verlauf der Jahreszeiten und mit all den Kleinigkeiten wie dem Gesang einer Amsel oder dem Entdecken einer Butterblume, die einen trüben Tag ganz einfach aufheitern. Und wenn man auf unsere Träume von Landhäusern im Grünen blickt oder auf unsere so liebevoll gepöppelten Topfpflanzen hinter dem Haus, dann sieht es so aus, als sei es ein ziemlich weitverbreiteter Glaubensakt. Es gibt eine Anekdote von der Belagerung Leningrads, in der es heißt, die Einwohner verfeuerten lieber ihre Möbel und sogar ihre Wohnungstüren, als Hand an die städtischen Bäume zu legen.

Und das ist auch der Grund, warum ich nicht versucht habe zu vertuschen, dass dieses Buch eine sehr persönliche Arbeit ist. Ich bin ohnehin kein Biologe, und es wäre anmaßend von mir gewesen, hätte ich versucht, eine wissenschaftliche Studie über die biologische Anpassungsfähigkeit in von Menschen geformten Umgebungen zu schreiben. Und es gibt noch anderes, was dieses Buch nicht ist: Weder umfasst es sein Thema komplett noch beschäftigt es sich mit Geschichte. Die Tatsache, dass irgendwann einmal Eisbären in der Themse herumplantschten oder Mammuts auf der späteren Trasse der

A1 grasten, ist für unser Naturerleben heute ziemlich irrelevant. Auch habe ich nicht mehr getan, als die Myriaden winziger Lebensformen nur eben zu erwähnen, von denen der gesamte Überbau des Lebens abhängt – mikroskopische Insekten, Algen, Pilze, Bakterien und dergleichen. Zumindest zu unseren Lebzeiten werden all diese Strukturen traurigerweise unterhalb der Wahrnehmungsschwelle eines jeden Laien bleiben. Was ich versucht habe darzustellen ist die normale alltägliche Erfahrung des Anblicks von Baum, Blume und Tier, die sich mit uns unser städtisches Habitat teilen. Wenn Sie so wollen, ist das meine Botschaft. Die Form ist die eines Berichts über ein Jahr in der uneigentlichen Landschaft, der hauptsächlich auf meinen persönlichen Beobachtungen und Erfahrungen basiert, aber so organisiert ist, dass er einige der Adaptionsmechanismen herausstellt, wenn sie mir besonders wichtig erschienen sind.

Die Gefahr bei dieser Herangehensweise ist die Versuchung, biologisch gesehen im Trüben zu fischen. Die Habitate, die ich in diesem Buch beschreibe, sind nirgends ein Ersatz für die eigentliche, ländliche Natur. Sie haben auch aus sich selbst heraus nicht unbedingt etwas Bewundernswertes. Eine Apologie des Verfalls, der Schabigheit und der schieren Ressourcenverschwendung in vielen unserer urbanen Landschaften wäre wirklich das Letzte, was mir in den Sinn käme.

Außerdem heißt mit der Welt der Natur zu leben und sie genießen zu lernen nicht, dass man versuchen sollte, sie zu imitieren. Andernfalls könnte die modische und banale Praxis, menschliches und tierisches Verhalten miteinander zu vergleichen, in diesem Zusammenhang zu einigen verstörenden Ergebnissen führen. Ich hoffe jedenfalls, dass wir nie in die Lage geraten, den Dunklen Birkenspanner nachzuäffen, der auf den dreckstarrenden Bäumen des industriellen Nordens nur überleben konnte, indem er selbst schwarz wurde. Oder dass wir wie der ominöse mutierte Karpfen im verseuchten Wasser des Eriesees uns darauf einstellen, die Umweltgifte in unserer Umgebung als Nahrung schätzen zu lernen. Aber es gibt ein noch stärker gänsehautzeugendes Beispiel: Man hat herausgefunden, dass eine in einer exzessiv mit Unkrautvernichtungsmitteln besprühten Gegend vorkommende amerikanische Grashüpferart diese Chemikalien aufbereitet und als eine Art Booster des natürlichen Sekrets benutzt, mit dem sie ohnehin Feinde abwehrt. Aber

PROLOG

das sind alles außergewöhnliche Fälle. In Gegenden, die extrem kontaminiert sind, sterben die meisten Pflanzen und Tiere ganz schlicht aus. Sie haben keine Wahl. Wir dagegen haben eine, und zwar die, unseren eigenen Dreck zu entsorgen.

Es fällt leicht, die ökologischen Schwarzmaler skeptisch zu betrachten, wenn man beispielsweise lernt, dass es in städtischen Gebieten doppelt so viele Vögel pro Hektar gibt wie in den meisten unbebauten Landgebieten. Aber das ist nicht der Punkt. Die Tatsache, dass die Pflanzen- und Tierwelt zumindest auf die vermüllte Hässlichkeit unserer Stadtgebiete gleichgültig reagiert (wenn auch nicht auf deren Gifte), bedeutet nicht, dass wir es ebenso halten sollten. Stattdessen sollten wir versuchen, unsere umbauten Gebiete fruchtbarer und lebenserhaltender für *all* ihre Bewohner zu gestalten.

Denn was so inspirierend wirkt, das ist, wie die Natur dagegenhält, ihr stures und einfallreiches Überleben angesichts all dessen, was wir ihr antun. Diese Überlebensgeschichte und was sie für uns bedeuten kann bildet das Thema dieses Buches.





ERSTER TEIL

FRÜHLING – SICH EINLEBEN

Einstellungen

Als ich begann, an diesem Buch zu arbeiten, stellte ich fest, dass ich mich zunächst würde einleben müssen, ganz genauso wie die Lebewesen, die ich beobachtete. Also sollte ich am besten damit beginnen, ein bisschen mehr darüber zu erzählen, wie ich die Sache konkret in Angriff nahm.

Die Teile des Buches, die sich auf meine eigenen Beobachtungen stützen, betreffen fast alle die Außenbezirke Londons und West Middlesex'. Allerdings, würde man die eine oder andere Gattung austauschen, könnten sie von quasi jeder urbanen Region der Welt handeln. Wichtig ist der Prozess, nicht der Ort. Aber ich muss gestehen, dass ich aus dem Wunsch nach konkreten Situationen heraus, an denen ich die Geschichte aufhängen wollte, das Buch ursprünglich als Reisetagebuch geplant hatte. Ich wollte eigentlich einen unregelmäßigen Kreis um London herum beschreiben, weg vom Zentrum und dann wieder zu ihm hin, nach ereignislosen Tagen jeweils neue Versuche starten und soweit die Geduld mitmachte überall so lange bleiben, bis ich wenigstens zwei Jahreszeiten miterlebt hätte. Letztendlich – oder besser gesagt schon am ersten Tag – stellte sich dieser Plan als grotesk unzweckmäßig heraus. Man möge mir vergeben, wenn ich ein wenig aushole, um zu erklären warum, aber der Grund dafür wirft einiges Licht auf die Art und Weise, in der man in der uneigentlichen Natur auf dieselbe blickt.

Wenn man eine möglichst weite Landschaft erkunden will, denkt man fast automatisch an eine Art von Expedition: genau geplante Strecken, Notfallrationen im Rucksack, und am Abend zeichnet man die Tageserlebnisse im Schein der Öllampe auf. Einen Großteil dieser Wolkenkuckucksheim-Gedanken à la Lederstrumpf schiebe ich auf den Winter, weil man da zu Hause herumsitzt und nichts zu tun hat, als Karten und Checklisten zu wälzen. Unter solchen Umständen hat der Gedanke, über sommerliche Wege zu wandern – selbst

wenn es sich dabei wahrscheinlich um Umgehungsstraßen handeln wird –, etwas Berauschendes. Ich verbrachte die Wintermonate vor meinem Aufbruch in dem Glauben, ich würde, nur indem ich diese faden und vertrauten Landschaften durchwanderte, zu ganz neuen Höhen konzentrierter Beobachtung und Einsicht gelangen. Wahrscheinlich ist daran Wordsworth schuld. Natürlich ging mir auch Defoe im Kopf herum und überhaupt die Erinnerung an die große Armee von Naturliebhabern und -forschern, die in den letzten Jahrhunderten die Landschaften zu Fuß oder zu Pferde durchmaßten und ihre »Grand tour« als praktischen Vorwand nahmen, ihre Gedanken und Beobachtungen zu einer schönen Erzählung zu verweben.

Da gab es zum Beispiel den heiteren, teilnahmevollen und idealistischen Cobbett, der Blumen ebenso zugetan war wie denen, die sie pflückten. Den Griesgram Arthur Young, den jede ungeschorene Hecke und jede unproduktive Wildnis so außer sich brachte, dass er verlangte, den New Forest abzuholzen und mit Kleinbauernhöfen aufzufüllen. Mein persönlicher Favorit ist John Taylor, zwar ein Spitzbube, der immer ein Auge aufs Geld hatte, aber dabei doch ein durch und durch liebenswerter Tourist des siebzehnten Jahrhunderts, der nicht nur England mit eigenen Augen erkunden, sondern mit seinen Reisen auch Kasse machen wollte. Seine Methode dafür bestand darin, seine Freunde Subskriptionen zeichnen zu lassen und ihnen im Gegenzug regelmäßige briefliche Kunde von seinen Wanderungen zukommen zu lassen (und das 300 Jahre vor der Erfindung gesponserter Wohltätigkeitswanderungen!). Ich empfinde größte Sympathie für diesen kecken Wandersmann, umso mehr, wenn ich an die Essenseinladungen denke, die ich mit unglaublichen Storys über Mülldeponien und Rieselfelder beglich.

*Ganz wie der Stein des Sisyphos roll' ich voran
 Von hier nach dort, durch gutes und durch böses Wetter
 Und muss doch immer weiterwandern jeden Tag
 um Bücher zu verkaufen und der Freunde Gunst zu halten.
 Ich muss gestehn: solch Leben ist nicht ernst zu nehmen
 Und wer sich gar herbeilässt, dafür 'nen Pfifferling zu geben,
 Der gibt genauso viel dafür, wie's wert ist, wie ich weiß.*

– JOHN TAYLOR, *WANDERUNGEN ZU DEN WUNDERN DES WESTENS*, 1649

EINSTELLUNGEN

In unseren Tagen, da immer außergewöhnlichere Maßnahmen vonnöten sind, um die Dinge mit frischem Blick wahrnehmen zu können, ist John Hillaby von Land's End bis John O'Groats gewandert, ohne eine einzige Hauptstraße zu betreten, und der amerikanische Naturkundler Edwin Way Teale hat, was er an Intimität drangab, mit Reichweite wettgemacht und ist mit seinem gemieteten Vauxhall 11 000 Meilen durchs frühlingshafte England gekreuzt. Bei der Lektüre all dieser Bücher konnte ich nicht anders, als Straßenkarten auf die Ränder zu kritzeln.

Ich hatte nicht vor, in genau demselben Geist zu reisen wie die Genannten. Mehr und mehr kam es mir vor, als gingen sie einer in des anderen Spuren, wenn es sie nach Selborne zog oder in das Helpston John Clares, als wäre es völlig undenkbar, der modernisierten Landschaft ins Auge zu sehen, ohne zugleich einen Eindruck von früher dagegenzusetzen, um die gerodeten Brachen unserer Zeit zu kompensieren. Das wollte ich keinesfalls, umso mehr, als meines Wissens noch niemand durch die bebauten Landschaften gereist war. Wie auch immer, es war nicht so sehr der Wandel an sich, der mich interessierte, als vielmehr, wie die Natur sich trotz dieses Wandels behauptete. In einer Landschaft, die man immer nur aus dem Autofenster in Bruchstücken sieht, schien mir ausführliches Zu-Fuß-Gehen die beste Möglichkeit, um ein anderes Bild zu gewinnen.

Das heißt, es sollte schon eine Tour werden, hier und da unterbrochen von Notwendigkeiten, aber doch in ihrem Umfang so weit wie möglich kontinuierlich. Die erste Etappe nahm ich an einem feuchten Apriltag in Angriff. Ich hatte mir eine machbare 10-Meilen-Wanderung zusammengestellt, die einen interessanten Querschnitt der Habitate umfasste, die mich interessierten. Außerdem hatte ich darauf geachtet, dass ein Stück Buschland und Heide dabei waren, sollte dieser erste Tag doch mit der Jahreszeit in Verbindung stehen und mir auch den Anblick von ein paar der migrantischen Rohrsänger ermöglichen.

Um es kurz zu machen: Um die Mittagszeit hatte ich mit viel Glück alle bekannteren Arten gesehen und gehört, von denen eine Menge gerade erst seit einer Woche aus Afrika oder dem Mittelmeerraum eingeflogen sein konnten: Dorngrasmücken, Zilpzalpe, Gartengrasmücken und Fitisse auf einem Gemeindeanger, eine Mönchsgrasmücke auf der Grünfläche einer

Gemeindeverwaltung. Auf einem Golfplatz entdeckte ich Englischen Ginster, eine Pflanze wie ein untersetzter Stechginster aus der Alpenregion, deren zitronengelbe Blüten die merkwürdige Eigenschaft haben, immer grüner zu werden, je länger man sie trocknet. Später entdeckte ich einen Kuckuck, der sich in dem Stacheldrahtzaun rund um einen Ruderteich verfangen hatte und dort einen unerträglichen Moment lang hing wie ein Sperber in einer Stangenfalle. Ich war schon kurz davor, eine dramatische Rettungsaktion zu starten, da gelang es dem Kuckuck zum Glück, sich zu befreien.

Ein rufender Kuckuck, der im Zaun eines Lidos gefangen war. Es hörte sich wie der Anfang einer Parabel an, und ich war froh, dass sie gut endete.

Ziemlich ordentlicher Fang für einen Vormittag, finde ich. Ich verdankte diesem leichten Clinch zwischen dem Natürlichen und dem Menschengemachten eine fast schon krankhaft gute Laune, und außerdem hatte ich meiner Liste eine neue Blume hinzugefügt. Das Getriller der Grasmücke hatte den Tag aufgehellt, der schon auf dem Weg gewesen war, wirklich vergessenwert zu sein. Aber irgendwas stimmte noch nicht. Sich auf so eine geplante Wanderung zu begeben, an deren Wegesrand hier und da eine schöne Überraschung wartete, machte das Ganze jedem anderen Spaziergang durch eine Landschaft zu ähnlich, mit dem einzigen Unterschied, dass die Umgebung ein bisschen städtischer war. Und wirklich sah viel davon derart nach dem Land aus, dass ich das Gefühl hatte zu schummeln. Auf dem Weg wuchs Ginster, die Dickichte waren dicht genug, um Nachtigallen zu beherbergen, und immer wieder war weder ein Gebäude noch ein Mensch zu sehen. Und dazwischen musste ich endlos lang durch Einkaufszentren und an Reihenhaussiedlungen vorbeilatschen. Ich hatte nicht damit gerechnet, wie lächerlich es wirkte, mit einem Fernglas durch eine belebte Einkaufsstraße zu gehen. Ich konnte es mir nicht vor die Augen halten, ohne mich dämlich und ein klein wenig spannerhaft zu finden. Denn würde der Streifenpolizist mir glauben, wenn ich ihm sagte, ich beobachtete eine Schwalbe beim Nestbau und nicht etwa die Schminkkommode der Stenotypistin? Letztendlich entwickelte ich eine Technik, bei der ich das Fernglas in der Hand hielt, anstatt es um den Hals zu tragen, und hielt es dann schnell und beiläufig vor die Augen, als wollte ich einen Blick aufs Wetter werfen. So geht es einem, wenn man mitten in der Stadt den Naturkundler spielen will – und ernsthafter: Es

EINSTELLUNGEN

zeigt einem, wie wenig wir daran gewöhnt sind, in bewohnten Gebieten nach freilebenden Tieren Ausschau zu halten.

Ich bin mir sicher, dass das zum Teil das Ergebnis des Tunnelblicks ist, den man als Verteidigungsstrategie gegen das sinnliche Bombardement entwickelt, dem man in städtischen Straßen ausgesetzt ist. In so einer Umgebung kann man etwas so Statisches und Massives wie ein historisches Gebäude mit ruhigem Blick ansehen, aber nicht ohne Probleme und Gefahren einem fliegenden Vogel mit den Augen folgen. Man muss auf die anderen Fußgänger achten und dem Verkehr ausweichen (und das ist eine Kunst, die die Vögel, die man beobachten will, eindeutig besser beherrschen als man selbst). Schaufenster lenken einen ab, und man macht sich Sorgen, in einem Gewirr von Straßen, die eine aussehen wie die andere, falsch abzubiegen. Kein Grund, darüber zu jammern: Es sind das Durcheinander und die Hyperaktivität, die – sei es zum Guten oder zum Schlechten – Städten ihren besonderen Charakter verleihen. In der eigentlichen Natur, auf dem Land, setzt man sich, müde geworden, an Ort und Stelle einfach hin. In der uneigentlichen wird man dann so nervös, als müsse man dringend aufs Klo. (»Der Ruf der Natur« – ist doch ein herrlich passender Euphemismus!) Verpflichtungen und Ablenkungen türmen sich vor uns auf. Wenn Sie aber einen Moment lang still stehen bleiben, um ihnen zu entkommen, dann werden Sie zu einer verdächtigen Gestalt, selbst wenn das Fernglas versteckt und die Kleidung angemessen ist.

Nach zwei Stunden, in denen ich versucht hatte, nicht auf die Straße zu blicken, war ich ausgelaugt. Meine geplante Route hatte mich tief in die Gegend geführt, die heute als Stockbroker Belt bekannt ist. Jede Straße und jeder Pfad schien direkt auf ein Schild »Privat« zu führen. Mittlerweile goss es auch in Strömen, und ich konnte mein Fernglas kaum mehr benutzen. Nicht dass ich es im Übrigen häufig gebraucht hätte, außer für ein paar Elstern, die sich durch getrimmte Vorgartenhecken arbeiteten. Um fünf Uhr gab ich es auf und nahm einen Bus zur nächsten U-Bahn-Station.

Ich hatte eine Lektion gelernt, mit der ich mich früher oder später würde arrangieren müssen. Und ich hatte noch Glück, dass mieses Wetter und eine schlecht ausgesuchte Route sie mir gleich am ersten Tag verpasst hatten. Es war ganz klar, was ich falsch gemacht hatte. Herumschweifen mochte die

natürliche Art und Weise sein, eine Landschaft in Augenschein zu nehmen, aber in bebauten Gebieten war es definitiv keine natürliche Art der Fortbewegung. Es verführt einen nämlich dazu, etwas zu einem Abenteuer zu machen, dessen wichtigste Bedeutung viel eher intim und privat ist. Und wenn es mir darum zu tun war, dann wären Spaziergänge in der Mittagspause besser geeignet gewesen: irgendeine Pflanze in einem Vorgarten, auf die der Blick fällt, oder ein Vogel, den man aus dem Fenster eines Busses entdeckt. Nein, was ich brauchte, war ein völlig anderer Blickwinkel, eine neue Perspektive auf den Alltag.

Außerdem lässt einen das Umherschweifen zu bewusst auf seine Umgebung blicken. Man versucht unterwegs ein Rieselfeld oder einen Flugplatz so zu sehen, als wären sie natürliche Elemente der Landschaft, direkt verbunden mit der örtlichen Geschichte und Geologie. Das ist aber eben nicht der Fall. Sie besitzen keine wirkliche, über die Zeit hin angehäuften Geschichte wie ein Wald oder eine Hügellandschaft. Sie sind der eigentlichen Landschaft, die unter ihnen liegt, künstlich aufgepfropft. Und wer weiß, was morgen schon über ihnen liegen wird.

Dieser wechselhafte und instabile Charakter der städtischen Landschaft war ein anderer Grund dafür, dass ich einen Fehler begangen hatte, indem ich mich zu sehr an bestimmten Örtlichkeiten orientierte. Wer das verstanden hatte, war Richard Jeffries in seinem Erleben urbanisierter Natur. Jeffries zog 1877 nach Surbiton in Surrey, um näher bei seinen Verlegern zu leben. Doch obwohl die Umgebung, die er beschreibt, nach modernen Standards pure Natur wäre, hatte er den Eindruck, alles, was er erblickte, sei durch die Nähe der City in Mitleidenschaft gezogen. Das Buch, das er über seinen Aufenthalt dort schrieb, *Natur in der Umgebung Londons*, war eines der ersten, die sich nebenbei der Konfrontation des städtischen Menschen mit der wilden Natur widmeten. Es gibt eine Textstelle, die, obwohl Jeffries eine universelle Eigenschaft der Natur behandelt, ein besonderes Licht auf das Ephemere der bebauten Gebiete wirft:

Man darf wohl fragen: Warum hast du nicht jedes Mal die genaue Örtlichkeit beschrieben, an der du ein solches Wohlbefinden verspürtest? Warum hast du nicht genau die jeweilige Hecke, diese

EINSTELLUNGEN

eine Wiese genannt? Nun, weil keine zwei Menschen dasselbe Ding mit denselben Augen ansehen. Für mich mag gerade diese Stelle ihren Reiz haben, für dich eine ganz andere, und ein Dritter findet die knorrige Eiche am künstlerischsten. Außerdem kann ich ja nicht garantieren, dass jedermann die gleichen Dinge unter denselben Bedingungen von Jahreszeit, Tageszeit und Wetter erblickt. Wie sollte es mir wohl gelingen, dir im nächsten Herbst den Anblick der Kastanienzweige zu zeigen, dunkelrot vor Frost, wie das dunkle Wasser des Bächleins sie spiegelt? Womöglich fällt gar kein Frost, bevor das ganze Laub abgefallen ist. Wie sollte ich die Kuckucke dazu kriegen, rund um das Wäldchen zu flattern, oder die Sonne, auf dem Wasserlauf zu glitzern, oder den warmen, duftenden Wind, über das junge Maisfeld zu wehen, nur weil ich möchte, dass du es auch empfindest? Jeder muss sein eigenes Fleckchen finden. Ich mag irgendwo meine liebste Wildblume finden, und dieser Ort wird mir dann etwas bedeuten, wogegen dir ein ganz anderer wichtig sein wird ... Außerdem wäre es ganz einfach, an all diesen Orten vorüberzugehen, ohne überhaupt etwas zu sehen, oder jedenfalls kaum etwas. Vögel sind unberechenbar, wilde Tiere scheu. Der Baum, der in dieser Sekunde voller Holztauben ist, wird in der nächsten vollkommen leer sein.

– RICHARD JEFFRIES, *NATUR IN DER UMGEBUNG LONDONS*, 1879

Was ich also zu tun versucht habe, ist, die Naturgeschichte dieser uneigentlichen Natur zu erkunden; was sie ist und wie sie funktioniert. Und dies nicht so sehr als Forscher, sondern vielmehr als neugieriger Passant. Fangen wir also noch mal von vorn an.

RICHARD MABEY, 1941 in Berkhamsted geboren, gilt als der Neubegründer des englischen Nature Writings. Nach einem Studium in Oxford und Arbeit beim Penguin-Verlag widmete er sich mehr und mehr dem Schreiben über die Natur und ihrem Verhältnis zur Kultur. 2012 wurde er in die Royal Society of Literature aufgenommen. Mabey lebt heute in Norfolk.

MICHAEL KLEEBERG, 1959 in Stuttgart geboren, lebt als Schriftsteller und Übersetzer (u. a. Marcel Proust, John Dos Passos, Graham Greene, Paul Bowles) in Berlin. Für sein Werk erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, u. a. den Friedrich-Hölderlin-Preis, den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung.

NATURKUNDEN N^o 109
Erste Auflage Berlin 2026

NATURKUNDEN
herausgegeben von Judith Schalansky
erscheinen bei Matthes & Seitz Berlin
ermöglicht durch Jan Szlovak, Hamburg

Copyright © 2026
MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks
für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

EINBAND, TYPOGRAFIE Pauline Altmann, Palingen
durchgesehen von Judith Schalansky
SCHRIFT Miller von Matthew Carter / Font Bureau,
True North von Cultivated Mind
HERSTELLUNG Hermann Zanier, Berlin
PAPIER 90 g/qm Salzer EOS naturweiß, 1,75-faches Volumen
DRUCK, BINDUNG Pustet, Regensburg

Printed in Germany.

ISBN 978-3-7518-4019-4

www.naturkunden.de
www.matthes-seitz-berlin.de